

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Fischer TaschenBibliothek

Alle Titel im Taschenformat finden Sie unter:
www.fischer-taschenbibliothek.de

Nobelpreis für Literatur 2013

Alice Munro ist die Meisterin der Ambivalenz: Komik und Tragik, scheinbar Alltägliches und Schicksalhaftes oszillieren in ihren Geschichten in immer neuer Intensität. Wie alle Geschichten der Autorin haben auch die vier Erzählungen dieses Bandes eine unheimliche Unterströmung; sie spielen mit der Irritation von Zeitverschiebung und Perspektivenwechsel und locken den Leser mit Andeutung und Aussparung in das Reich dunkler Ahnungen. »Immer sind es emotionale Verstrickungen, aus dem Lot geratene Gefühle, die die kanadische Autorin auf wunderbare Weise vor ihren Lesern entwirrt.« (Manuela Reichart)

In der Titelgeschichte ›Der Traum meiner Mutter‹ inszeniert Alice Munro mit feinem Gespür für Spannungen den erbitterten Machtkampf zwischen Säugling und Mutter, der um ein Haar in eine häusliche Katastrophe führt. »Literarische Wunder« hat die ›New York Times‹ Munros Erzählungen genannt – Geschichten, so komplex wie Romane, Kammerspiele des Gefühls, Geschichten, die wie Idyllen beginnen und sich auf den Abgrund zubewegen.

Alice Munro, geboren 1931 in Wingham, Ontario, ist eine der bedeutendsten Autorinnen der Gegenwart. Sie erhielt 2013 die höchste Auszeichnung für Literatur – den Nobelpreis. Ihr umfangreiches erzählerisches Werk wurde zuvor bereits mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, u. a. mit dem Giller Prize, dem Book Critics Circle Award sowie dem Man Booker International Prize. Alice Munro lebt in Ontario, Kanada.

Zuletzt erschien bei S. Fischer der Band ›Liebes Leben‹. In der Fischer TaschenBibliothek liegen in gleicher Ausstattung vor: ›Himmel und Hölle‹ (Bd. 51025), ›Tricks‹ (Bd. 51047), ›Die Liebe einer Frau‹ (Bd. 51053), ›Wozu wollen Sie das wissen?‹ (Bd. 51176), ›Tanz der seligen Geister‹ (Bd. 51219), ›Zu viel Glück‹ (Bd. 51300), ›Was ich dir schon immer sagen wollte‹ (Bd. 50378), ›Offene Geheimnisse‹ (Bd. 52049) und ›Glaubst du, es war Liebe?‹ (Bd. 52050).

Weitere Informationen, auch zu E-Book-Ausgaben, finden Sie bei www.fischerverlage.de

Alice Munro

Der Traum meiner Mutter

Erzählungen

Aus dem Englischen von
Heidi Zerning

Mit einem Nachwort von
Judith Hermann

FISCHER TaschenBibliothek



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, November 2014

Die hier vorliegenden Erzählungen erschienen
im Original 1998 zusammen mit vier weiteren Erzählungen
der Autorin (›Die Liebe einer Frau‹, ›Jakarta‹, ›Cortes Island‹,
›Einzig der Schnitter‹) in dem Band ›The Love of a Good Woman‹
bei Alfred A. Knopf, New York.

Eine deutsche Übersetzung der zuletzt genannten Erzählungen
hat der Fischer Taschenbuch Verlag unter dem Titel
›Die Liebe einer Frau‹ veröffentlicht.

© Alice Munro, 1998

Für die deutsche Ausgabe:

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2002

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Hißmann, Heilmann, Hamburg

Umschlagabbildung: Leanne Shapton

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-50377-3

Inhalt

Der Traum meiner Mutter

11

Die Kinder bleiben hier

86

Stinkreich

139

Vor dem Wandel

199

Nachwort

260

Der Traum meiner Mutter

In der Nacht – oder in der Zeit, in der sie geschlafen hatte – war eine dicke Schicht Schnee gefallen.

Meine Mutter stand an einem großen Bogenfenster, wie man es in einem Herrenhaus oder einem altmodischen öffentlichen Gebäude findet, und sah hinaus. Sie blickte auf Wiesen und Sträucher, auf Hecken, Blumengärten und Bäume, alle mit Schnee bedeckt, der in Polstern und Kissen lag, nicht vom Wind verweht oder geebnet. Sein Weiß tat den Augen nicht weh, wie im Sonnenlicht. Es war das Weiß von Schnee unter einem klaren Himmel kurz vor Tagesanbruch. Alles war still, so still wie in der Heiligen Nacht.

Doch etwas stimmte nicht. Die Szene hatte einen Fehler. Alle Bäume, alle Sträucher und Stauden standen in vollem Sommerlaub. Das Gras unter ihnen, an vor dem Schnee geschützten Stellen, war frisch und grün. Schnee hatte sich über Nacht auf die Fülle des Sommers gesenkt. Ein Wechsel der Jahreszeit, uner-

klärlich, unerwartet. Auch waren alle fortgegangen – obwohl unklar blieb, wer »alle« waren, und meine Mutter war ganz allein in dem hohen, geräumigen Haus inmitten seiner Garten- und Parkanlagen.

Sie dachte, was auch geschehen war, man würde es ihr sicher bald mitteilen. Doch niemand kam. Das Telefon klingelte nicht; die Gartenpforte wurde nicht geöffnet. Sie konnte keinen Verkehrslärm hören, sie wusste nicht einmal, in welcher Richtung die Straße lag – oder der Weg, falls sie draußen auf dem Lande war. Sie musste aus dem Haus hinaus, in dem die Luft schwer und stickig war.

Als sie herauskam, fiel es ihr wieder ein. Sie erinnerte sich, dass sie das Baby irgendwo draußen gelassen hatte, bevor der Schnee gefallen war. Lange, bevor der Schnee gefallen war. Diese Erinnerung, diese Gewissheit überkam sie mit Entsetzen. Es war, als erwachte sie aus einem Traum. Innerhalb ihres Traums erwachte sie aus einem Traum, zu einem Wissen von ihrer Verantwortung und ihrem Fehler. Sie hatte ihr Baby über Nacht draußen gelassen, sie hatte es vergessen. Es irgendwo liegen lassen, wie eine Puppe, die ihr langweilig geworden war. Und vielleicht hatte sie das nicht am vorigen Abend, sondern vor einer Woche oder vor einem Monat getan. Eine ganze Jahreszeit oder mehrere Jahreszeiten lang hatte sie ihr Baby draußen gelassen. Sie war mit anderem beschäftigt gewesen. Es konnte sogar sein,

dass sie von hier weggefahren und gerade erst zurückgekommen war, ohne zu wissen, zu was sie zurückkehrte.

Sie ging umher und suchte unter Hecken und breitblättrigen Stauden. Sie hatte vor Augen, wie stark das Baby eingeschrumpft sein musste. Tot, braun und verschrumpelt, sein Kopf wie eine Nuss, auf seinem winzigen, verschlossenen Gesicht ein Ausdruck nicht der Qual, sondern von schmerzlichem Verlust, von lange und geduldig ertragenem Leid. Keinerlei Anklage gegen sie, seine Mutter – nur diese Miene der Geduld und der Hilflosigkeit, mit der es auf seine Rettung oder sein Schicksal gewartet hatte.

Kummer ergriff meine Mutter, Mitgefühl mit dem Baby, wie es gewartet und nicht gewusst hatte, dass es auf sie wartete, seine einzige Hoffnung, während sie es völlig vergessen hatte. Ein Baby, noch so klein, dass es dem Schnee hilflos ausgeliefert war. Vor Kummer konnte sie kaum atmen. In ihr würde nie wieder Raum für irgendetwas anderes sein. Nur noch Raum für die Erkenntnis, was sie getan hatte.

Welch eine Erlösung für sie, ihr Baby in seiner Wiege zu finden. Auf dem Bauch liegend, den Kopf zur Seite gewandt, seine Haut hell und zart wie Schneeglöckchen, der Flaum auf seinem Kopf rötlich wie die Morgendämmerung. Rotes Haar wie ihr eigenes, also unverkennbar ihr Baby, und gesund und munter. Die Freude, Vergebung zu finden.

Der Schnee und die belaubten Gärten und das fremde Haus waren verschwunden. Das einzig Weiße war die Decke in der Wiege. Eine Babydecke aus dünner, weißer Wolle, vom nackten Rücken des Babys heruntergerutscht. In der Hitze, der wirklichen Sommerhitze, hatte das Baby nur eine Windel und darüber ein Plastikhöschen an, damit das Laken trocken blieb. Das Plastikhöschen war mit Schmetterlingen gemustert.

Meine Mutter, die zweifellos noch an den Schnee dachte und an die Kälte, die den Schnee für gewöhnlich begleitet, zog die Decke hoch über den bloßen Rücken, die Schultern, den mit rotem Flaum bedeckten Hinterkopf.

Es ist früher Morgen, als dies in der wirklichen Welt geschieht. Der Welt im Juli 1945. Zu einer Tageszeit, zu der es sonst an jedem anderen Morgen seine erste Mahlzeit fordert, schläft das Baby weiter. Meine Mutter ist zwar auf den Beinen und hat die Augen offen, ist aber viel zu schlaftrunken, um sich darüber zu wundern. Baby und Mutter sind erschöpft von einem langen Zweikampf, und die Mutter hat sogar das für den Augenblick vergessen. Einige Schaltkreise sind lahm gelegt; undurchdringliche Stille hat sich auf ihr Hirn und das ihres Babys gesenkt. Die Mutter – meine Mutter – merkt nichts von dem Tageslicht, das immer heller wird. Sie begreift nicht, dass die Sonne

aufgeht, während sie dort steht. Keinerlei Erinnerungen an den Tag zuvor oder an das, was um Mitternacht geschah, rüttelten sie wach. Sie zieht die Decke über den Kopf ihres Babys, über sein sanftes, zufriedenes schlafendes Profil. Sie tappt in ihr Zimmer zurück und fällt aufs Bett und ist sofort wieder bewusstlos.

Das Haus, in dem dies geschieht, ist völlig anders als das Haus im Traum. Ein anderthalbgeschossiges weißes Holzhaus, beengt, aber solide, mit einer Veranda, die fast bis an den Bürgersteig reicht, und einem Erkerfenster im Wohnzimmer, das auf ein von Hecken umgebenes Gärtchen blickt. Es steht in einer Seitenstraße einer Kleinstadt, die sich – für einen Ortsfremden – in nichts von vielen anderen Kleinstädten unterscheidet, denen man im Abstand von fünfzehn bis fünfundzwanzig Kilometern im einst dicht bevölkerten Ackerland am Lake Huron begegnet. Mein Vater und seine Schwestern wuchsen in diesem Haus auf, und die Schwestern mit Mutter lebten immer noch dort, als meine Mutter zu ihnen zog – und ich ebenfalls, groß und lebhaft in ihrem Bauch, nachdem mein Vater in den letzten Kriegswochen in Europa gefallen war.

Meine Mutter – Jill – steht am hellen, späten Nachmittag neben dem Wohnzimmertisch. Das Haus ist voller Leute, die hierher eingeladen worden sind,

nach dem Trauergottesdienst in der Kirche. Sie trinken Tee und Kaffee und bringen es fertig, die Schnittchen in der Hand zu halten, die Scheiben Bananengebrot, Nuss- und Fruchteuchen. Die Eiercreme- und Rosinentörtchen mit ihrem krümeligen Teig sollen mit einer Kuchengabel von einem der Porzellanterchen gegessen werden, die Jills Schwiegermutter in ihrer Brautzeit mit Veilchen bemalt hat. Jill nimmt sich alles mit den Fingern. Kuchenkrümel, auch eine Rosine sind auf ihr Kleid gefallen und an dessen grünem Samt kleben geblieben. Das Kleid ist für den Tag viel zu warm, und es ist gar kein Umstandskleid, sondern ein weites, wallendes Gewand, das für ihre Konzerte angefertigt worden ist, wenn sie öffentlich auftritt und Geige spielt. Der Saum ist vorn ein ganzes Stück kürzer, durch mich. Aber sie besitzt sonst nichts, was groß genug und gut genug ist, um beim Trauergottesdienst für ihren Mann getragen zu werden.

Was isst sie denn so viel? Es fällt den Leuten auf. »Isst für zwei«, sagt Ailsa zu einer Gruppe ihrer Gäste, damit die sie nicht mit Bemerkungen über ihre Schwägerin übertrumpfen können.

Jill ist den ganzen Tag lang übel gewesen, bis sie in der Kirche, als ihr durch den Kopf ging, wie schlecht die Orgel war, auf einmal merkte, dass sie urplötzlich einen Bärenhunger hatte. Während des gesamten Chorals »O tapfere Herzen« dachte sie an einen fet-

ten Hamburger, der von Fleischsaft und geschmolzener Mayonnaise troff, und jetzt versucht sie herauszufinden, welches Gemengsel aus Walnüssen, Rosinen und braunem Zucker, welche zahnwehsüße Kokosglasur oder welcher besänftigende Mund voll Bananenbrot oder Eiercreme als Ersatz dienen kann. Natürlich alles nicht, aber sie versucht es weiter. Als ihr echter Hunger gestillt ist, quält sie weiterhin ihr eingebildeter Hunger und stärker noch eine an Panik grenzende Gereiztheit, die sie zwingt, sich den Mund voll zu stopfen, obwohl sie kaum noch etwas schmeckt. Sie ist außerstande, diese Gereiztheit zu beschreiben, kann höchstens sagen, dass sie etwas mit Pelzigkeit und Eingeengtheit zu tun hat. Die Berberitzenhecke draußen vor dem Fenster, dicht und stachelig im Sonnenlicht, das Samtkleid, das an ihren feuchten Achselhöhlen klebt, die wie zu Sträußchen aufgesteckten Löckchen – von derselben Farbe wie die Rosinen in den Törtchen – auf dem Kopf ihrer Schwägerin Ailsa, sogar die aufgemalten Veilchen, die wie Schorf aussehen, den man von den Tellern abkratzen kann, alle diese Dinge kommen ihr besonders abscheulich und bedrückend vor, obwohl sie weiß, dass sie völlig alltäglich sind. Sie scheinen eine Botschaft über ihr neues und unerwartetes Leben zu enthalten.

Warum unerwartet? Sie weiß seit einiger Zeit von mir, und sie hat auch gewusst, dass George Kirkham

fallen konnte. Schließlich war er bei der Luftwaffe. (Um sie herum im Haus der Kirkhams sagen die Leute an diesem Nachmittag – obwohl nicht zu ihr, der Witwe, oder zu den Schwestern –, dass er einer von den Jungen war, von denen man wusste, sie würden fallen. Sie meinen damit, dass er ein strahlender junger Mann und der Stolz seiner Familie war, einer, auf dem alle Hoffnungen ruhten.) Sie wusste das, aber sie lebte genauso weiter wie vorher, stieg an dunklen Wintermorgen mit ihrem Geigenkasten in die Straßenbahn und fuhr zum Konservatorium, wo sie stundenlang übte, in Hörweite anderer, aber allein in einem kargen Raum, nur begleitet vom Gluckern der Heizkörper, die Haut ihrer Hände anfangs rotfleckig vor Kälte, dann spröde von der trockenen Zentralheizungsluft. Sie wohnte weiter in einem möblierten Zimmer mit schlecht schließendem Fenster, das im Sommer Fliegen hereinließ und im Winter eine dünne Schneeschicht auf dem Fensterbrett, und träumte – wenn sie sich nicht gerade übergeben musste – weiter von Würstchen und Fleischpasteten und großen, dunklen Schokoladenstücken. Am Konservatorium behandelten alle ihre Schwangerschaft taktvoll, als handelte es sich um einen Tumor. Sie war ohnehin lange Zeit nicht zu sehen, wie häufig erste Schwangerschaften bei großen Frauen mit breitem Becken. Sogar, als ich in ihrem Bauch schon Purzelbäume schlug, trat sie noch öffentlich auf. Majestä-

tisch gerundet, das lange rote Haar wie einen Busch um die Schultern, auf dem erhitzten Gesicht ein Ausdruck strenger Konzentration, so gab sie ihr bis dahin wichtigstes Konzert. Das Violinkonzert von Mendelssohn.

Was in der Welt geschah, ging nicht völlig an ihr vorbei – sie wusste, dass der Krieg zu Ende ging. Sie dachte, dass George bald nach meiner Geburt zurück sein würde. Sie wusste, dass sie dann nicht weiter in ihrem möblierten Zimmer bleiben konnte – sie würde irgendwo mit ihm zusammen wohnen müssen. Und sie wusste, dass ich da sein würde, aber in ihrer Vorstellung beendete meine Geburt eher etwas, als dass damit etwas Neues anfing. Sie würde die Tritte beenden, mit denen ich die ständig wunde Stelle auf einer Seite ihres Bauchs malträtierte, die Schmerzen in den Genitalien, wenn sie aufstand und das Blut hereinströmte (als würde ihr dort ein kochend heißer Breiumschlag aufgelegt). Ihre Brustwarzen würden nicht mehr groß und dunkel und knotig sein, und sie würde ihre Beine mit den geschwollenen Venen nicht mehr jeden Morgen vor dem Aufstehen bandagieren müssen. Sie würde nicht mehr alle halbe Stunde Wasser lassen müssen, und ihre Füße würden wieder in die normalen Schuhe passen.

Nachdem sie wusste, dass George nicht zurückkommen würde, dachte sie daran, mit mir noch eine

Weile in dem möblierten Zimmer zu bleiben. Sie besorgte sich ein Buch über Säuglinge. Sie kaufte, was ich unbedingt brauchen würde. Im Haus wohnte eine alte Frau, die nach mir schauen konnte, während sie übte. Sie würde eine Kriegerwitwenrente erhalten und in sechs Monaten die Abschlussprüfung am Konservatorium ablegen.

Dann kam Ailsa mit der Eisenbahn und holte sie. Ailsa sagte: »Wir können dich doch nicht so ganz allein hier hocken lassen. Alle fragen schon, warum du nicht zu uns gezogen bist, als George nach Übersee ging. Jetzt wird es Zeit, dass du kommst.«

»Meine Familie hat einen Haschmich«, hatte George zu Jill gesagt. »Iona ist ein Nervenbündel, und Ailsa hätte Feldweibel werden sollen. Und meine Mutter ist senil.«

Er sagte auch: »Ailsa hat den Grips abbekommen, aber sie musste von der Schule runter und bei der Post anfangen, als mein Vater starb. Ich hab die Schönheit abbekommen, und für die arme Iona ist nichts übrig geblieben als die schlechte Haut und die schlechten Nerven.«

Jill begegnete seinen Schwestern zum ersten Mal, als sie nach Toronto kamen, um George zu verabschieden. Sie waren nicht zur Hochzeit erschienen, die zwei Wochen zuvor stattgefunden hatte. Niemand war da, nur George und Jill und der Geistliche und

die Frau des Geistlichen und eine Nachbarin, die als zweite Trauzeugin hinzugeholt wurde. Ich war ebenfalls da, in Jills Bauch, aber ich war nicht der Grund für die Heirat, und zu dem Zeitpunkt wusste niemand von meiner Existenz. Hinterher bestand George auf Hochzeitsfotos, also ließen beide sich mit steinernen Gesichtern in einer dieser Fotomaton-Kabinen ablichten. Sein Überschwang kannte kein Erbarmen. »Das wird's ihnen zeigen«, sagte er, als er die Fotos betrachtete. Jill fragte sich, wem er es zeigen wollte. Ailsa? Oder den hübschen Mädchen, den verliebten Backfischen, die ihm nachgelaufen waren, ihm sentimentale Briefe geschrieben und Socken mit Rautenmuster gestrickt hatten? Er trug die Socken, er steckte die Geschenke ein, und er las die Briefe in der Kneipe vor, zum allgemeinen Gaudi.

Jill hatte vor der Hochzeit nicht gefrühstückt und dachte die ganze Zeit an Pfannkuchen und gebratenen Schinkenspeck.

Die beiden Schwestern sahen normaler aus, als sie erwartet hatte. Obwohl es stimmte, dass George die Schönheit abbekommen hatte. Seidig gewelltes dunkelblondes Haar, lustig blitzende Augen und beneidenswert klare Gesichtszüge. Sein einziger Nachteil: Er war nicht sehr groß. Gerade groß genug, um Jill in die Augen zu schauen. Und um Luftwaffenpilot zu werden.

»Schlakse kommen als Piloten nicht infrage«, sagte er. »Da habe ich sie ausgestochen. Die langen Lulatsche. Viele Filmschauspieler sind klein. Für die Küsserei stehen die auf Kisten.«

(Im Kino konnte George laut werden. Er buhte bei der Küsserei. Er hielt auch im wirklichen Leben nicht viel davon. Lass uns loslegen, sagte er.)

Die Schwestern waren ebenfalls klein. Sie hießen nach Orten in Schottland, die ihre Eltern auf der Hochzeitsreise besucht hatten, bevor die Familie ihr Vermögen verlor. Ailsa war zwölf Jahre älter als George, und Iona war neun Jahre älter. In der Menschenmenge an der Union Station wirkten sie plump und unbeholfen. Beide trugen neue Hüte und Kostüme, als wären sie es, die gerade geheiratet hatten. Und beide waren wie aufgescheuchte Hühner, weil Iona ihre guten Handschuhe im Zug vergessen hatte. Es stimmte, dass Iona schlechte Haut hatte, obwohl gerade keine Pickel blühten und ihre Aknezeiten vielleicht vorüber waren. Ihre Haut war schrundig von alten Narben und grau unter dem rosa Puder. Ihr Haar rutschte in schlaffen Ranken unter ihrem Hut hervor, und in ihren Augen standen Tränen, entweder, weil Ailsa mit ihr geschimpft hatte, oder weil ihr Bruder in den Krieg zog. Ailsas Haar war zu Bündeln von festen, dauergewellten Locken geordnet, auf denen ihr Hut saß. Sie hatte gescheite, blasse Augen hinter glitzernd gerahmten Brillengläsern, runde,

rosa Wangen und ein Grübchenkinn. Beide Schwestern hatten eine schmucke Figur – hoher Busen und schlanke Taille und ausladende Hüften, aber an Iona sah diese Figur wie etwas aus, an das sie aus Versehen geraten war und das sie mit krummen Schultern und verschränkten Armen zu verbergen trachtete. Ailsa ging mit ihren Kurven selbstbewusst, aber nicht provokant um, als wäre sie aus solider Keramik gemacht. Und beide hatten die dunkelblonde Haarfarbe von George, aber ohne seinen Glanz. Und seinen Sinn für Humor schienen sie auch nicht zu teilen.

»Also ich muss dann los«, sagte George. »Um als Held auf den Schlachtfeldern von Passchendaele zu fallen.« Und Iona sagte: »Sag so was nicht. Rede nicht so.« Ailsa kniff ihren Himbeermund zusammen.

»Ich kann von hier aus das Fundsachen-Schild sehen«, sagte sie. »Aber ich weiß nicht, ob das nur für Dinge ist, die man auf dem Bahnhof verloren hat, oder auch für Dinge, die in den Zügen gefunden wurden. Passchendaele war im Ersten Weltkrieg.«

»Ist wahr? Bist du sicher? Ich komme zu spät?«, sagte George und schlug sich mit der Hand an die Brust.

Und wenige Monate später verbrannte er auf einem Übungsflug über der Irischen See.

Ailsa lächelt die ganze Zeit. Sie sagt: »Natürlich bin ich stolz. Das bin ich. Aber ich bin nicht die Einzige,